

Nr. 319 | 14. bis 27. Februar 2014 | CHF 6.– inkl. MwSt.

Die Hälfte des Verkaufspreises geht an die Verkaufenden. Bitte kaufen Sie nur bei Verkaufenden mit offiziellem Verkaufspass.

SURPRISE

STRASSENMAGAZIN

Draufgänger

Lawinenpapst Munter über den Sinn des Risikos

Polizei statt Fürsorge: wohin die Ausgrenzung der Armen führt

Intimes von Teenies – wie Jugendliche über ihr erstes Mal reden

Alpinismus

«Ohne offene Knie geht es nicht»

Werner Munter ist Bergführer, unkonventioneller Denker und Sicherheitsexperte im Alpinismus. Risiko soll man nicht meiden, sagt er. Sondern damit umgehen lernen.

VON OLIVIER JOLIAT (INTERVIEW) UND FLAVIA SCHAUB (BILDER)

Werner Munter, Sie sind einer von vier porträtierten Bergsteigern des Dokfilms «Berge im Kopf». Die zentrale Frage des Filmes lautet: Wieviel Risiko braucht das Leben? Eignen sich die Berge besonders gut, um diese Frage zu stellen?

Werner Munter: Wir leben in einer Zivilisation, die probiert, das Risiko möglichst komplett auszuschliessen. Wer sich in den Bergen bewegt, ist dauernd mit Risiken konfrontiert und muss lernen, sie richtig zu beurteilen und zu meistern.

Und wenn man falsch entscheidet?

Klar gelingt es nicht immer, die richtige Entscheidung zu treffen. Doch deswegen Risiken kategorisch zu meiden, ist falsch. So kann man seine angeborenen Fähigkeiten gar nicht entwickeln. Kein Kind lernt laufen oder Velo fahren, ohne umzufallen. Nur so kann man das Gleichgewicht und die Situation zu beherrschen lernen. Ohne offene Knie geht es nicht. Sitzt ein Kind bereits mit Helm im Sandkasten, lernt es die Gefahren nie kennen.

Auf der Piste macht es aber Sinn, einen Helm zu tragen?

Heute tragen 90 Prozent der Pistenfahrer einen Helm. Die Skiunfälle haben statistisch aber nicht abgenommen, weil die Leute schneller fahren. Eigentlich spürt man ja, dass man einen gewissen Abstand zum Risiko wahren muss. Das nennt man Risiko-Homöostase. Doch bekommt man ein technisches Hilfsmittel, welches das Risiko mindert, verkürzt man automatisch die Risikodistanz. So ist man wieder gleich gefährdet wie davor.

Sie plädieren gegen technische Schutzmittel?

Mit technischen Hilfsmitteln überschätzt sich der Mensch. Ein österreichischer Bergführer hat das mit Skilehrern gezeigt, die er einen Hang auf Schneebrettgefahr schriftlich beurteilen liess. Alle Teilnehmer stuften den Steilhang als fahrbar ein. Dann sammelte er bei allen das Lawinerverschütteten-Suchgerät ein und forderte sie auf, loszufahren. Keiner getraute sich.

Als Sie Anfang der Siebzigerjahre mit Halbmastwurf und Karabiner das Sichern im Bergsteigen revolutionierten, hiess es machoid: Der Bergführer, der den Gast nicht direkt über Rücken und Schulter sichert, ist ein Feigling.

Mir wurde sogar zum Vorwurf gemacht, dass man mit meiner Methode jedes Kind si-

«Heute tragen 90 Prozent der Pistenfahrer einen Helm. Die Skiunfälle haben statistisch aber nicht abgenommen, weil die Leute schneller fahren.»

chern kann. Ja, umso besser! Da ich eher ein schwächerer Mann war, musste ich halt auf Hirn und Willen zurückgreifen. Im Bergführerkurs 1971, als noch alle über die Schulter sicherten, genügte eine Sturzsimulation zur Überzeugung. Ich konnte den fallenden 80-Kilo-Pneu mit einer Hand halten.

Früher zogen Männer mit schlechter Ausrüstung und ohne gute Wetterprognose zu Berg. Für genau diesen Wagemut wurden sie als Helden gefeiert. Heute wäre das zumindest gesellschaftlich der sichere Selbstmord.

Man würde als Dummkopf bezeichnet. Es gibt ja auch keine Helden in den Bergen, das ist Blödsinn! Um in den Bergen zu überleben, braucht es Intelligenz, vor allem im Winter. Mir wurde schon vorgeworfen, meine Methode sei nicht narrensicher. Ich habe meine Methoden aber auch nicht für Narren erfunden, sondern für denkende Menschen.

Haben Sie sich in Extremsituationen begeben, um das Wesen der Lawinen genauer begreifen zu können?

Ich hab es schon ein paar Mal provoziert, in Lawinen zu geraten. Ich wollte halt genau wissen, was es braucht, um eine auszulösen. Nachdem ich ein paarmal teilverschüttet wurde, musste ich einsehen: Das nützt überhaupt nichts! Von dieser Erfahrung kann niemand profitieren, und es ist schlicht lebensgefährlich. Darum suchte ich nach einer anderen Methode.

Ich versuchte zu ergründen, warum ich gewisse Hänge meide, und sammelte so Risikofaktoren. Dieses Wissen kann man weitergeben!

Immer weniger Lehrer trauen sich noch mit ihren Schülern das Klassenzimmer zu verlassen, um zum Beispiel Schlitteln zu gehen, da immer mehr Eltern mit Anwälten kommen, falls etwas passiert.

Jede Unternehmung ist mit Risiken verbunden. Aber wichtiger ist doch, dass wir etwas unternehmen und die Schüler etwas lernen. Heute weicht man anscheinend lieber der Gefahr aus und lernt weniger.

Kinder haben dank ihrer Neugier einen natürlichen Umgang mit Risiko. Soll man die nun einfach frei die Grenzen ausloten lassen?

Ich muss dazu sagen, dass ich keine Kinder habe. Darum kann ich das nur theoretisch behandeln. Aber ich überlegte mir oft, was ich



meinem Ziel empfehlen würde, wenn er wie ich mit 17 alle Viertausender der Berner Alpen alleine besteigen will. Das wäre eine wahnsinnig schwierige Situation. Letztlich hätte ich sagen müssen: Voilà, probier es. Ich hätte das Risiko in Kauf nehmen müssen, dass er zu Tode stürzt. Willst du für deine Kinder 100 Prozent Sicherheit, können sie sich nicht entfalten, bleiben sie Nobodys.

Sie plädieren für ein Schulfach Risikokultur. Was würden Sie da vermitteln?

Ich würde an ganz einfachen Beispielen wie Schulweg oder Spielen im Garten zeigen, dass alles mit Risiko verbunden ist. Will man leben, kann man das nicht ausschliessen. Leben ist lebensgefährlich. Nun kann man Regeln aufstellen. Wenn man die respektiert, kann man das Risiko auf ein Mass senken, mit dem man gut leben kann. Am wichtigsten ist, dass, immer wenn du etwas machst, auch der Kopf dabei ist und abwägt. Erst wägen, dann wagen. Das ist einer der wichtigsten Sätze des Risikomanagements. Oder in neuerer Sprache: statt no risk no fun – check the risk and have fun.

Die heutige Präventiv-Gesellschaft will lieber gleich alle Gefahren ausschliessen.

Das funktioniert nicht. Der Zufall ist Teil unseres Lebens. Den kann man nicht ausschalten. Dir kann überall und jederzeit etwas passieren, unverschuldet und unerwartet. Nehmen wir als aktuelles Beispiel Michael

Schumacher. Der ist ein guter Skifahrer und als Formel-1-Pilot gewohnt, selbst bei Tempo 300 souverän zu reagieren. Nun fährt der abseits der Piste gemütlich Slalom um ein paar Steine und verunfallt trotz Helm saublöd. Das ist Pech, blinder Zufall.

Oft werden für Verbote die Ängste der Leute geschürt. Das ist dasselbe System, wie es Diktaturen aufziehen. Man kontrolliert Menschen am einfachsten, wenn sie Angst haben.

Der erste Satz meines Buches lautet: Risikobereitschaft ist von fundamentaler Bedeutung für die Entfaltung einer freien demokratischen Gesellschaft. Konsequentes Sicherheitsdenken endet letztlich in der totalitären Diktatur.

Wer Angst schürt, nährt damit ja auch die eigene Angst vor Kontrollverlust. Darum endet jeder Diktator in Paranoia.

Dafür braucht man heute nicht Diktator zu sein. Obama glaubt auch, die ganze Welt überwachen zu müssen. Ein totaler Schwachsinn. Um ein paar Terroristen ausfindig zu machen, ist man bereit, die Freiheit aufzugeben – das wichtigste Gut. Das ist doch wahnsinnig! Da habe ich lieber ein paar Terroristen und behalte dafür meine Freiheit. Vielleicht komme ich auf einer Reise ums Leben, weil so ein dummes Siech neben mir die Zündschnur zieht.

«Ich hatte bisher sechs Momente, in denen man nach menschlichem Ermessen keine Chance aufs Überleben hat und mich nur ein Schutzengel retten konnte. Ich lebe nun mein siebtes Leben.»

Aber das Risiko nehme ich in Kauf. Um die Freiheit zu bewahren, muss man Opfer bringen. Das behaupten auch die Politiker. Momentan opfern sie nur die Freiheit.

Erschreckend ist auch, wie gering die Empörung über solche Überwachungsmethoden in einem Land ist, das stolz auf seine Unabhängigkeit und Demokratie pocht wie die Schweiz. Überwiegen selbst im sichersten Land der Welt die Ängste?

Ich schätze, 80 bis 90 Prozent der Menschen hier sind mit den Methoden einverstanden, weil wir keine Risiko-, sondern eine Sicherheitskultur pflegen. Wir suchen immer danach, was noch zu kontrollieren ist, statt wie man mit dem Risiko umgehen kann.

Können Sie den Unterschied zwischen Risiko- und Sicherheitskultur erklären?

In einer Risikokultur muss man bereit sein, gewisse Risiken zu akzeptieren. Beispielsweise nehme ich in Kauf, dass es auf 100 000 Skitouren einen Toten gibt. Sicherheitskultur heisst, jeder Tote ist einer zu viel.

Tote in Kauf zu nehmen klingt schockierend.

Als ich Anfang der Neunzigerjahre das erste Mal sagte, ich nähme Tote in Kauf, war das ein Skandal. Dabei habe ich den Standard vom Verein Deutscher Sicherheitsingenieure übernommen. Die setzten Standards für die Industrie, wo auf 100 000 unsichere Handlungen ein Toter einkalkuliert ist. Will man diesen auch noch ausschliessen, ist auch keine Produktion mehr möglich.

Das Ausschliessen von Risiko wird oft als Beweis für den Fortschritt der Zivilisation gesehen.

Das ist eine Illusion. Null Risiko gibt es nicht. Nicht erst seit Fukushima kennen wir das Restrisiko. Augenscheinlicher als bei einem Atomkraftwerk ist das bei unseren Staumauern. Kein Ingenieur behauptet, die hält zu 100 Prozent. Wenn die Grande Dixence wegen einem krassen Erdbeben bricht, steht das Wallis innert Stunden mehrere Meter unter Wasser. Das Risiko ist klein. Aber wenn es passiert, kommt das volle Ausmass. Dann gibt es keine halben Ereignisse. Und man weiss nie, wann es ist. Das kann morgen sein.

Warum nimmt man Risiken bei einer Staumauer in Kauf, während man sich vor weniger schwerwiegenden Gefahren fürchtet?

Wir sehen die Risiken am falschen Ort. Das ist aus der Risikoforschung bekannt. Was uns vertraut ist, betrachten wir als harmlos – zum Beispiel Autofahren. Was wir nicht kennen, ist





gefährlich. Denken Sie nur an die Panik wegen der Vogel- und Schweinegrippe!

Hatten Sie selbst auch Momente, in denen Sie dem Tod nahe standen?

Ich hatte bisher sechs Momente, in denen man nach menschlichem Ermessen keine Chance aufs Überleben hat und mich nur ein Schutzengel retten konnte. Ich lebe nun mein siebtes Leben. Da ich das Gefühl habe, nur sieben zur Verfügung zu haben, ist dies wahrscheinlich mein letztes Leben. Darum gebe ich nun noch etwas mehr Sorge.

Was für Situationen waren das?

Ich nenne nur meinen 300-Meter-Absturz an der Nesthorn Nordwand, den mein Kollege und ich ohne grobe Verletzungen überlebten. Nebst üblen Prellungen und Schürfungen hatte sich nur der Pickel in mein Augenlid gebohrt. Dummerweise dachten wir, wir erholen uns besser eine Nacht in der Hütte, bevor wir absteigen. Aber am nächsten Tag ging gar nichts mehr, und Heli-Rettung gab es 1964 noch nicht. Also jagten wir uns gegenseitig Morphiumspritzen ins Füdli. Nach zehn Minuten war alles wunderbar und wir zogen mit den Skis die schönsten Bogen in den Schnee. Unten in Blatten angekommen, wollten wir in der ersten Beiz mit einem Glas Fendant auf un-

ser Leben anstossen. Wir wussten doch nicht, wie das kombiniert mit Morphinum wirkt – verheerend! Das Glas war noch nicht leer, lagen wir unter dem Tisch. Ich könnte weitere Beispiele aufzählen, aber irgendwie ist das zu intim. Solche Begegnungen mit dem Tod sind intimer als Sex. Da geht es auch um Ehrfurcht vor dem Leben. Darum erzähle ich nur dieses eine Beispiel. Die anderen kennen nur mein Schutzengel und ich.

Wenn Sie von Morphinum sprechen: Drogen sind in der Kulturgeschichte auch ein Feld, wo man Risiken eingeht, um Neues zu entdecken, das Bewusstsein zu erweitern.

Ja, aber immer unter Kontrolle von einem Priester oder Zeremonienmeister. Das ist wahnsinnig wichtig. Und es braucht eine geistige Vorbereitung. Stimmt das Setting nicht, landet man bei Drogen nicht im Himmel, sondern in der Hölle. Ich war während den 68er-Jahren sicher einer der Wilderen an der Uni, selbstverständlich auch beim Experimentieren mit Drogen. Am meisten interessierte mich LSD. Denn mit LSD erweitert man sein Bewusstsein definitiv. Die Farben und Formen, das waren schon wunderbare Erlebnisse. Aber ich habe die Kontrolle über mich verloren. Das konnte ich nicht ertragen. Als ich das erkannt habe, habe ich nie mehr LSD angefasst. ■

Werner Munter ist weltweit anerkannter Sicherheitsexperte für die Berge. Mit der Halbmastwurf-Seilsicherung (englisch: Munter hitch) führte er das dynamische Sichern im Bergsteigen ein. Mit unkonventionellem Denken revolutionierte der heute 72-jährige Bergführer und Philosoph auch die Beurteilung der Lawinengefahr, was ihm nebst offiziellen Ehrentiteln auch den Ruf als «Lawinenpapst» einbrachte. Lieber ist dem Autoritäts-Skeptiker jedoch der Ausdruck «Unsicherheits-Experte». Seine Bücher sind Standardwerke, «3×3 Lawinen» wurde gerade in der fünften Ausgabe neu aufgelegt.

Munter ist einer von vier Protagonisten in «Berge im Kopf». Der Dokfilm begleitet Alpinisten aus vier Generationen und geht dabei der Frage nach: Wieviel Risiko braucht das Leben?

Der Film läuft derzeit in den Deutschschweizer Kinos.
www.berge-im-kopf.ch